

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

## Toten Sonntag 1923.

Von Franz Dux.

Dieser Tag gehört den Toten, jenen Glücklichen, die den Berg, den wir alle hinauf müssen, bereits erklimmen, die, längst erreicht und frei von den Mühseligkeiten dieser Welt, den besseren Teil erwählt haben. Kein Miston lört den ewigen Schlaf, den wir Lebenden beneiden; kein irdischer Klang verstimmt Instrumente weckt die in Seligkeit Schlummernden.

An den Pforten des Paradieses bewilligen sie Einlass und begehren sie den Frieden der Ewigkeit. Und der Himmelsvater hat segnend seine gültige Hand auf die flehenden und kühnen Stirnen dieser um Einlass Bittenden gelegt und hat ihnen ewigen Frieden geschenkt.

Aber die irdische Hülle liegt begraben in dieser feuchten Novembererde. Ein poar Fuß tief.

Und die Menschen pilgern heute zu diesen Gräbern und beten dort und schmühen die letzte Ruhestätte, die ohne Seele ist. Millionen Wünsche. Weshalb hast du uns, Vater im Himmel, nicht jenen folgen lassen, weshalb nimmst du sie von uns und liehest uns zurück in dieses Daseins Elend und Qual?

Die Zeiten, die grausam erregten und gereizten, geben keine Ruhe und Andacht zur stillen Beschaulichkeit. Nicht wie in früheren Jahren stehen wir an den Gräbern der Emischlafenen, hingesehen nur dem stillen Gedanken der Erinnerung, des Dankes, der Anbetung. Nunmehr wieder spinnen wir den einen Gedanken, daß jene den besseren Tod sich erwählt haben, immer wieder schreit es anklagend aus uns: Weshalb nur sie und nicht auch uns?

Er kann es, so darf es nicht bleiben! Der Totensonntag im kalten November soll künftig wieder andere Gedanken uns geben... soll den Toten ganz gehören und dem Lebenden laien: „Erfahrt das Leben mit der Wärme eures ganzen Willens, freut euch der Erdentage, auf daß der letzte Schlaf dereinst nur des Lebens Folge und Fortführung sei für die Zeiten des Jenseits und des Paradieses!“

Dah diese Worte in Zukunft mögen wieder Geltung haben, daß Totensonntag uns nicht mehr neiderfüllt an den Gräbern der Lieben stehen lebe, das sei der Wunsch zum Totensonntag 1923.

## Tod und Begräbnis in Volksglauben und Sitte.

Seit den ältesten Zeiten hat man mit dem Sterben und Begräbnis eines Menschen zahlreiche Bräuche und mancherlei Aberglauben verknüpft. Vieles davon kommt aus heidnischer Zeit, namentlich die Vorseiden und Vorsebrungen, welche mit dem Tode in Zusammenhang stehen sollen. Bei den alten Germanen glaubte man, daß die weislaenden Geister, die in heiligen Dainen unterhalten wurden, ihren Sterbefall vorherzusaen konnten. Sie erblühten angrüchlich auf den Geist des Verstorbeneu, so lange sein Leib noch nicht im Grabe ruhte. Hieran erinnert der heute noch weitverbreitete Aberglaube, daß man zwischen den Ohren eines Schimmels hindurch, der plötzlich schreit und nicht weiter will Anglüd und Tod leben kann. Sehr alt ist der Glaube, daß der Ruf des Räubers, auch wohl Seelhuber genannt, den Tod eines Menschen bedeutet. Am Niederrhein legt man dem Geiste der Elter dieselbe Bedeutung bei. Von den Hunden glaubt man ebenfalls, daß sie durch anhaltendes Gebul den Tod eines Menschen verkünden. Blickt man sich einem heulenden Hunde über die linke Schulter, so sieht man die Person, welche bald sterben muß. Daß Menschen manchmal Vorahnungen haben, ist ein weitverbreiteter Glaube. Diese Fähigkeit, wie man in katholischen Gegenden Weislaens laet, bekommt niemand, der als kleines Kind zwei Breittage ungetauft geblieben hat. Menschen mit Vorseiden sehen, hören oder fühlen angeblich den Tod einer Person voraus. Sie erblicken z. B. einen Leichensarg vor einem Hause, vernehmen das Fallen von Brettern, das Jungeln eines Sarges usw. Auch die Träume spielen eine Rolle; von Frühen träumen über im Traum eine Feuersbrunst ohne Flammen leben, soll den Tod einer nahestehenden Person bedeuten. Weib: eine War ohne Grund stehen fällt ein Bild von der Wand, sieht der Heilwurm, Totenwurm genannt, frassen die Möbel nachts, bekommt ein Baum im Winter Blüten, findet man im Garten ungewöhnlich viele oder große Maulwurfschlaglöcher, klingen die Kinder vor einem Hause ernste Lieder, so stirbt bald jemand. Findet die Wälderin auf der Weidwache einer Person keine rösliche Kreuze (Kostlöden), so lebt dieselbe nicht mehr lange; Hegen Fräuhunde Raben über dem Kopf eines Menschen dahin, so hat seine Tage gezählt, ein Aberglaube, den schon die alten Germanen kannten. Weiberbin bedeutet das Einziehen eines Grab-

bügels den Tod eines anderen Familienmitgliedes. Um weiteres Unglüd zu verhüten, beobachtet man heute noch vielfach allerlei abergläubische Vorschriften. Mit der Tod eingetretet, le öffnet man häufig die Fenster des Sterbekammers, damit sie nicht zerpringen und die Seele den Leichnam verlassen kann, auch entfernt man alle Blumen, weil sie sonst einengen. Im Gegenzug dazu werden die Fenster manchmal sofort geschlossen und die Spindel im Sterbzimmer verhängt. In der Grafschaft Bentheim bleibet sie meist bis nach der Beerdigung geschlossen. In Westfalen wurde das Ableben eines Menschen früher sofort dem nächsten Nachbar angezeigt und sie somit nicht weitergeben konnte, ging zu einem Eichenbaum oder einem Baum und erzählte diesem die Trauerkunde. Tat er dies nicht, so blieb der Tod an seinem Hause hängen, d. h., es starb bald jemand darin. Der Tod des Hausherrn wurde früher auf dem Lande sofort allem Vieh angezeigt: die Räume des Gartens mußten ebenfalls benachrichtigt werden. Das geschah, indem man sie schüttelte und dabei rief: „Der Wirt ist tot!“ sonst gingen sie angrüchlich ein. Früher war es allgemein bräuchlich, bei Verstorbeneu Totenwache zu halten, und zwar mußten auf dem Lande bei einer ledigen Person die übrigen ledigen des Dorfes abwechselnd wachen. Zur Stärkung reichte man ihnen Erfrischungen. (Gaz.) Um sich die Zeit zu verkürzen und nicht vom Grauen, das die Anwesenheit des Toten erregt, übermächtig zu lassen, spielte man allerhand Spiele und erzählte einander Geschichten; zwischen durch wurde gebetet. Diese Sitte artete mehr in Lärmen und Unflut aus, weshalb wurde sie von der Geistlichkeit bekämpft und schließlich verboten. Vor dem Begräbnis öffnete man früher den Sarg bisweilen noch einmal, damit Freunde und Bekannte sich durch Händedruck vom Toten verabschieden konnten, wie es z. B. in der Lüneburger Heide noch vor Jahrzehnten geschah. Ebemals war es vielfach üblich, den Toten nicht früher zu bestatzen, als bis er während eines Sonntagsgottesdienstes in der Kirche gestanden und wie man sagte, eine Predigt mitangehört hatte. Der Leiche gab man einen Eimer klaren Wassers nach, wenn sie das Haus verließ, weil der Verstorbene sonst, wie man in Westfalen glaubte, als Geistes zurückkehrte. In demselben Zweck verbrannte man das Stroh, welches dem Toten als Unterlage gedient hatte. Die Schlüssel, aus der er gewaschen worden war, trug man an einen Ort, wohin weder Sonne, noch Mond trug, oder man legte sie mit in den Sarg. Sobald dieser das Haus verlassen hatte, lehrte man die Stühle team, die Bank um, auf welcher er gestanden hatte und ließ sie so einige Zeit stehen. Begegnete bei einem Leichenbegängnis zuerst ein Mann dem Jense, so starb angrüchlich zuerst eine männliche Person, im anderen Falle eine weibliche (Hans Stendal usw.). Wechte beim Begräbnis der Wind dem Jense entgegen, so blieb das Glüd der Familie des Verstorbeneu erhalten, hatte das Gefolge ihn aber im Rücken, so galt das für ein schlechtes Zeichen (Chtsdal usw.). Gegen den Luxus bei Begräbnissen wurden frühzeitig Verfügungen erlassen und gewisse Normen aufgestellt. Wie es eine Kleiderordnung gab, kannte man auch eine Trauerordnung, die den Schmud an den Häupten usw., die Kleidung der Leidtragenden dem Stande des Verstorbeneu gemäß bestimmte; für die Leichenkähne gab es ebenfalls bestimmte Vorschriften, auf deren Uebertretung Strafen standen. Überreste der alten Leichenkähne finden wir heute noch hier und da auf dem Lande. Einzelne findet eine Bewirtung mit Kaffee, Kuchen, Butterbraten und Schnaps nach der Trauerfeier statt. Häufig geben die Trauerleute vorher nach Haus und verkaufen die schwarze Kleidung mit ihrem Sonntagstaag. In der Gegend von Celle wird gegenwärtig noch nach dem Begräbnis in der Dorfkirche ein Gottesdienst mit Predigt abgehalten. Die Sitte, dem Toten einen Kranz zu spenden, war früher lange nicht so verbreitet wie heute, auf dem Lande kannte man sie fast gar nicht. Meist wurde der Sarg nur mit einer Buchsbaumgirlande geschmückt. Zum Gedächtnis des Toten hing man bis auf unsere Zeit häufig in der Kirche einen Kranz mit Widmungsschleife auf, der jahrelang hängen blieb. E. E. K.

## Die Toten.

Sie werden von Vergänglichkei bedroht. Seit sie den Menschen nicht mehr greifbar sind, Und werden doch lebendig durch den Tod. Weil ihre Seele Führerschaft gewinnt. Sie werden eins mit Gottes Wesenheit Durch ihres Daseins ausgetretete Frucht Und füllen mit erhauchter Ewigkeit Der Menschheitsstunden atemlose Frucht. Lotte Liedemann.

## Gang zu den Toten.

Von Edith Lindner.

Aus der Wirnis unserer Tage rette ich mich in eure friedensreiche Gemeinde. Spät, wenn die Lichter auf euren Gräbern zur Reize geben. Der Arm der haltenden Straßen ist noch in mir und die Trostlosigkeit dieser letzten irren Wochen und die Sorgen um das Morgen.

Fel euch aber, ihr Toten, ist Friede. Eure Seelen, an der Stätte eurer Grablegung uns doppelt nah, sprechen von der Kleinheit unseres armen Lebens.

Aus der Ebene eurer Kindheit, tastend und forschend, seid ihr alle einmal durch das Andante eines frühlinggartigen Lebenslenges hinangekiegen: zu der Höhe des Daseins. Unter dem Gewölbe eines sonnigen Sommers, unter den Schauern wilder Gewitter, vorbei an Abgründen, durch Schrecken und durch Dornen.

Anruhe und Sehnsucht, Eitelkeit und Leidenschaft, die in euren Adern brannten, beizten euch zu unbekanntem Ziel.

Und doch hat euch alle, die ihr hier ruht, das Lebensschick an dieser stillen Rüste gelendet. Eine Zufallsgemeinde, die auf tausend verschiedenen Merzen des Lebens das Sogel letzte zum lernen Ziel. Und nun reitet an einer Stätte gemeinlich den ewigen Schlaf tut.

Spät, wenn die Lichter auf euren Gräbern längst schon erloschen sind, kehre ich zurück in die Wirren der Gegenwart. Trost und Frieden im Herzen. Denn die Meere dieses armen Lebens haben nur eine große gemeinsame Rüste, an der alle Wesen verleben.

## Euphorie.

(Das Wohlbefinden vor dem Tode.)

Der nachlebende Aufsatz ist ein Probestück, aus dem bei Frau Deutide (Leipzig und Wien) in zweiter, neubearbeiteter Auflage erscheinenden gelehrten Werke von Wilhelm Hlch: „Der Ablauf des Lebens. Grundlegung zur exakten Biologie“

Euphorie heißt Wohlbefinden. Aber nicht das Wohlbefinden schlechthin wird damit bezeichnet, sondern jenes gehobene Wohlbefinden, das der Vorbote eines höheren Umschlages ist. Ein deutsches Wort haben wir dafür nicht. Wer Arthur Schnitzlers „Professor Bernhardt“ kennt, weiß von der Euphorie, jenem rätselhaften Überwohlsein vor dem Verlöschen. Ein armes Mädchen liegt in Bernhards Klinik, rettungslos an Bauchfellentzündung erkrankt. Wohllich hören seine Qualen auf. Der Körper wird von wunderbarer Leichtigkeit durchströmt. Da hofft es auf Genesung. Und diesen Genesungsglauben will ihm der Arzt nicht durch den Briefker rauben lassen, der mit den Sterbeakramenten kommt. Das löst den Konflikt des Stüdes aus.

Schnitzler, der selbst Arzt ist, hat hier gerade die Krankheit gewählt, bei der die Steigerung des Befindens vor dem Tode allgemein und seit langem bekannt ist. Viel leicht noch bei der Lungenschwindsucht ist die letzte Seinsbesserung der Medizinern geläufig. Daß aber der „euphorische Auktakt“ ganz allgemein dem natürlichen Tod vorangeht, davon steht in keinem Lehrbuch auch nur ein — Sterbenswörterchen. Schafepare freilich weiß das besser: „Wie oft sind Menschen, schon des Todes Raub, noch frohlich worden! Ihre Wörter nennen's den letzten Lebensblitz.“ (Romeo und Julia, V. 3.)

Therese Dezzient erzählt in ihren „Jugenderrinnerungen“ mit der ganzen Anschaulichkeit ihres Stills, wie besonders wohl und aufgeräumt ihr Schwiegermutter am Abend vor dem Tode war. Ebenso wohl wie die liebe alte Herr“ muß sich auch der Chirurg Dieffenbach befunden haben, als er, auf dem Kufscherbod sitzend, mit Beisehensgenal beim Operationsaal in der Ziegenstraße vorfuhr, der er lebend nicht mehr verlassen sollte. Er laut mitten im angereizten Vortrag in die Arme seines Assistenten Langenbröck. Oder Thormaldien, der im Theater sein Haupt auf die Schulter seines Vieblings neigte, um für immer auszurufen. Richard Wagner hat am Vorabend seines Todes dem Arzt in heilerster Laune Anekdoten erzählt, ganz ähnlich wie Luther, der noch an seinem Todestag so grübelnd bei der Mittagstafel saß, daß er durch seine Schurzten alle zum Lachen brachte.

Aber nicht bloß am letzten Lebenstag gibt es diese Steigerung des Befindens. Die Euphorie vor dem Tod ist nur das tröstliche Beilpiel. Auch im Verlauf des Lebens bezieht sie. Sie erscheint vor dem Ausbruch von Krankheiten, wenn auch in verschiedener Stärke. Ich habe Kinder

## Fern vom Alltag.

Erst wenn wir fern vom Alltag schreiten lernen Und von den lauten Freudenfesten scheiden, Wenn unser Glaube greift nach fernem Sternen, Und wir nicht lachen mehr und nicht mehr leiden: Wenn wir vor allen und vor uns tief schweigen Und uns um ein Warum nicht mehr zerquälen, Wenn wir wie Türme sind und uns nie neigen, Sind wir — wenn wir vor Menschen auch nicht zählen. Franz Wabbe.

## Zerrissene Saiten.

Stimme von Joseph Wenker.

Er sah in dem Zimmer seiner Jugend. Das war fast immer sein Aufenthalt in den wenigen Tagen, die er während seines Urlaubs dahin verweilte. Er hatte sich auf diesen Tag gefreut, aber die Freude war — wie oft im Leben — größer als das Ereignis. Es war ihm doch alles fremd geworden. Wo waren all die bekannnten Gesichter seiner Jugendzeit? Wahrheitslich in alle Welt verstreut, heimatsflichtig wie er. Mutter und Vater waren tot. Da war nur noch der Onkel, dieser bärbeißige Alte, der in ihm immer noch den Jungen sah, den er ständig zu belehren hätte. Das war auch einer von jenen, die glauben, wenn sie jemanden ein Streichholz leihen, einem sagen zu müssen, daß man die Pfeife beim Anzünden so und nicht so halten müße. Er hing an, sich zu langweilen. Da gewahrte er auf dem alten Kleiderkranz keinen Bismarcken. Er griff danach und öffnete. Da lag die Geige — wie es schien, all die Jahre her unberührt. Er spannte den Fogen und strich über die Saiten. Sie klangen falsch und fremd. Er stimmte die Saiten so gut es ging und versuchte zu spielen. Aber die Töne stützten

immer noch fremd durch den Raum und klangen nicht an sein Herz. Die Geige hatte keinen Ton mehr, und sein Arm keine Finger waren frei.

War er je ein guter Spieler gewesen? Gewiß, war es ihm doch oft gemunden, als seien er und seine Geige eins. Sind ihm nicht oft die Tränen über die Backen gekauert, als keine Violine laue, schöner als menschliche Stimmen? Hatte er nicht oft das Gefühl gehabt, als seien dem Instrument zu Zeiten die Empfindungen seiner Seele entquollen?

Und nun klang sie so kalt und fremd und spröde. Fast ärgerte er sich über sie. Sollte sie ihm zu verstehen geben, daß er ihr in den langen Jahren untreu geworden, daß er sie vergessen?

Er legte sie behutsam wieder in den Kasten und empfand etwas wie Schuld. Er schloß den Kasten und stellte ihn wieder auf den Schrank. In diesem Augenblick hatte er das Gefühl, als würde er nie mehr die Violine um den Hals lassen. Er hatte eine Abneigung gegen sie.

Er fand am Fenster und schaute in die Nacht. Rebel dunkelten draußen und plühten freilend über den Sims. Und in dem Rebel stand kein Schatten. Niebendart, förperhalt. Stand, nein, schwebte in der Luft, ohne Grund unter den Füßen.

Er schloß das Fenster und zog den Vorhang zu. Ein ungewisses Gefühl bemächtigte sich seiner. Auf einmal schrak er zusammen. Ein ibnender Riß hatte ihn aus einem Zustand der Träumerei geweckt. Das war keine Geige. Das Reichen einer Saite. Sie war knallend gegen den Kasten geprungen.

Da törmte ihm das Blut in den Kopf und nur ein Gedanke, ein Bild stand minutenlang in seinem Gehirn, wo sie draußen der Schatten seiner eigenen Gestalt in den auflenden Nebeln.

Das Bild jenes Hochbaues, das da draußen vor der Stadt zwischen Gärten und Bäumen anmutig im Walde lag. Das altmodische, überladene und doch so heimelige Zimmer mit dem alten Flügel. Der dunkle Wädchenskopf und die seinen Finger, die lautlos über die Tasten glitten.

Der warme Blick, der aus diesen Augen krömte. Nie mehr hatte er solche Augen gesehen. Viele Augen waren seine Welt. So währte er. Sie sind es nie geworden.

Das war der letzte Abend. Als sie Händels Largo spielte und mitten im Spiele ihm die Saite sprang. Da ward das Spiel für immer zerfallen.

Einige Tage später war des Mädchens Vater an Herzschlag gestorben. Sie war fortgegangen. Unter fremde Menschen. In der ersten Zeit hatte sie gelächelt. Und ihr Bild hand noch immer lebhaft vor ihm — so lebhaft wie in diesen Minuten. Da waren die Briefe leutener und nichtsagender geworden. Und waren ganz ausgeblieben. Als er dann von ihrer Verheiratung mit einem Kaufmann erfuhr, als er sie in seiner Vorstellung hinter dem Lebensfisch und am Stehpult sah, da war ihm, als habe man ihm den letzten Farbentrest von dem schönen Ölgemälde msa-gefragt.

Doch, er hatte ihr nichts vorgemerkt! Was war denn aus dem jungen, schwärmerischen Studenten geworden? Hatte über ihn nicht der Kleinraum des Alltags den Sieg davongetragen? War er nicht ebenso unterlegen wie sie? Hatte er damals nicht wie über einen dummen Spott gelacht, wenn man ihm erzählte, was aus ihm werden würde? Daß sein Kopf an einer lebenden Rechenmaschine werden, sein Denken in nüchternem Abwägen und in Bragelstein verharren sollte? Daß auch er ein Opfer unserer Zeit sein würde?

In der Tat, die Flügel waren ihm schmerzlos beschnitten worden. Und doch brennt die Schmerzlosigkeit unwellen in den Augen wie in dieser Stunde. Tut in den Flügeln auf einmal weh, und wie man hingewirft nach der schmerzenden Stelle, da erst wird man gewahrt, daß man keine Flügel mehr hat.

Er rafft sich auf. Was waren diese Erinnerungen anderes als ein Träumen. Der lüchtliche Traum einer vergangenen Welt, das Nachträumen eines Traumes, der nie wiederkehren würde.

Morgen würde er abreißen. In der neuen Heimat wieder vergaßen. Das Spiel war aus.

